

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 36.

Samstag, 12. Februar.

1916.

[I. Fortsetzung.]

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

[Nachdruck verboten.]

Prinzessin Anne-Marie hatte recht gehabt, wenn sie vorausgesehen, daß die Unterredung mit ihrem Vater und ihr so bestimmt ausgesprochenes „Nein“ noch kein endgültiger Abschluß der mit ihr gehegten Heiratspläne sein würde.

Es schien, als sollten nun erst recht Kampf und Qual für sie beginnen. Sie erhielt einen Brief des Fürsten Beerbach, in der er zu ihrem Erstaunen schrieb, daß er die Gründe, die sie bewogen hätten, seiner Vererbung nicht gleich Gehör zu geben und die die Fürstin Ilburg ihm in ihrem Auftrag mitgeteilt habe, wohl zu würdigen wisse. In ihrem Wunsche, ihn erst noch näher kennen lernen zu wollen, läge für ihn eine beglückende Hoffnung, und er lähe mit Freuden den Tagen entgegen, die ihn als Gast ihres Vaters zu den großen Jagden auf Schloß Wiesenheim bringen würden.

Anne-Marie lächelte bitter — es hätte nicht den geringsten Zweck gehabt, ihre Stiefmutter wegen der Annahmung, in ihrem Auftrag an den Fürsten zu schreiben, zur Rede zu stellen, neue furchtbare Szenen wären die Folge gewesen. Aber nun galt es für sie, zu eilen, denn bis zu den Jagden blieben ihr nur noch vierzehn Tage Frist.

An einem der nächsten Tage fuhr sie in Begleitung ihrer Kammerjungfer nach der Stadt, angeblich, um notwendige Toilettenbestellungen und Einkäufe zu machen. Das war weiter nichts Auffallendes, denn in der eigenen winzigen Residenzstadt war es unmöglich, elegantere Sachen einzukaufen, und selbst die besseren Bürger fuhren dazu nach der nahen Hauptstadt des benachbarten Großherzogtums.

Sie kaufte sich auch wirklich ein schlichtes, dunkles Reisefleisch und einige einfache Blusen, aber der Hauptzweck ihrer Fahrt war das Abheben ihres kleinen Kapitals, was sie auch ganz unauffällig tun konnte, während sie die Jungfer einige kleine Einkäufe besorgen schickte.

Prinzessin Anne-Marie kam sich sehr reich vor im Besitze der 5000 Mark, die sie, sorglich in einem kleinen Ledertäschchen geborgen, unter ihrer Bluse trug. Auf jeden Fall hatte sie genug, um sorglos leben zu können, so lange, bis sie sich in einen ihr zusagenden und einträglichen Beruf eingelesen hatte.

Nun galt es noch, von ihrem Vater die Erlaubnis zu erhalten, für „einige Tage“ zu Christine Naupach fahren zu dürfen.

Am nächsten Tage, als sie beim Nachmittagstee mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter auf der Schloßterrasse saß und der Fürst offensichtlich in guter, fast heiterer Stimmung war, wagte sie die Frage: „Vater, Christine Naupach hat mich eingeladen, du hast doch nichts dagegen, wenn ich sie auf einige Tage besuche?“

Dem Fürsten stieg das Blut ins Gesicht und mit scharfer Stimme sagte er: „Ja, ich habe etwas dagegen, ich wünsche nicht, daß du vorläufig irgendwelche Reisen unternimmst.“

Fürstin Annes legte sich in ihrem Sessel zurück und mit einem Rächeln auf ihrem schönen Gesicht meinte sie

— und es war ein kleiner makabrier Unterton in ihrer Stimme: „Es wäre doch auch zu schade, wenn du auf Schloß Naupach womöglich krank würdest oder irgendein anderer Grund einträte, der dich verhinderte, zu den Jagden wieder hier zu sein. Wir haben bis jetzt noch keine Absagen erhalten, und ich hoffe, daß die Tage auch für uns Damen dieses Mal recht nett sein werden. Ich rechne sehr auf deine Unterstützung bei meinen Pflichten, liebe Anne-Marie.“

Anne-Marie antwortete nicht. Sie war blaß geworden und eine lähmende Angst überkam sie — sollte es ihr doch nicht möglich sein, die drückenden Fesseln abzustreifen, den Flug in die Freiheit zu wagen? Nein, sie wollte und durfte nicht feige und flehentlich sein und gleich vor dem ersten Hindernis zurückschrecken. Wenn ihr erster Plan nicht ausführbar war, so mußte und würde sie einen neuen finden.

Wie träumerisch glitt ihr Blick über das Landschaftsbild zu ihren Füßen. Der Schloßberg fiel unterhalb der Terrasse ziemlich steil ab und gestattete so eine freie, wunderbar reizvolle Aussicht auf das darunter liegende altertümliche Städtchen, durch das sich ein kleines Flüsschen schlängelte und hinter dem weite Wälder in Gerbstaubschmuck sich erstreckten und in blaudunfliger Ferne höhere Bergketten verschwommen sichtbar waren.

Ja, ihre Heimat war wunderschön und sie würde sich schmerzvoll nach ihr sehnen, das wußte sie schon jetzt, und doch konnte sie nicht anders, sie mußte sie verlassen, wenn sie nicht ihr freies Men'schentum verlieren, sich an den ihr auferlegten Fesseln windreiben wollte. — — —

Die Stimme der Fürstin schreckte sie aus ihrem Sinnen auf: „Übrigens hat auch Karl-Friedrich sein Kommen bestimmt in Aussicht gestellt; ich freue mich, daß ich ihn dann endlich näher kennen lernen werde.“

„Ja, ich freue mich auch sehr, daß er kommt“, sagte Anne-Marie mechanisch, während sie dachte: „Ich werde ihn nicht sehen, ich werde für viele Jahre, vielleicht niemals wieder hier mit ihm zusammen sein — — —“

Als sie dann etwas später wieder einsam in ihrem Zimmer saß, zermarterte sie sich den Kopf, wie sie unauffällig ihre Flucht ins Werk setzen konnte, und ihr blieb nur das eine: bei Nacht und Nebel, wie eine Schuldige, mußte sie das Vaterhaus verlassen.

Es war ausgeschossen, daß sie ihre Kammerjungfer in irgendwelche Einzelheiten ihres Planes einweihte. Daise war ein liebes gutes Ding und ihr sehr ergeben, aber sie war etwas beschränkt und würde inquisitorischen Fragen nicht standhalten. Und dann beschloß sie, ihr zu sagen, daß sie gegen den Wunsch des Fürsten einen kurzen Besuch bei der Fürstin Naupach machen wolle. Sie würde sie bis zur Residenzstadt, wo sie auf jeden Fall umsteigen mußte, mitnehmen und sie dann nach Hause schicken, während sie selbst, ohne Christine aufzusuchen, nach Berlin fuhr.

Schlimm war nur, daß sie auf den Wagen verzichten mußte und daher kein größeres Gepäck mitnehmen konnte. Sie mußte sich mit Handkoffer und Reisetasche

begnügen und sich dann in Berlin vollständig neu ausstatten und mußte auch ihre Bücher und Bilder und Andenken zurücklassen.

Nur einige wenige Sachen, die ihr besonders am Herzen lagen, wollte sie in einen kleinen Karton packen und vorher an Christine senden, damit sie sie für sie aufbewahre.

Um elf Uhr und einige Minuten abends ging der letzte Zug nach der Residenz, der dort gleich Anschluß an einen Schnellzug nach Berlin hatte, den wollte sie benutzen, und wenn Luise dann am frühen Vormittag wieder in Wiesenheim anlangte, würde sie auch schon in Berlin sein.

Am nächsten Sonntag, das war in zwei Tagen, war ihr Vater zur Jagd bei einem benachbarten Magnaten eingeladen und kam erst am Sonntagabend wieder, das war eine günstige Gelegenheit, wie sie sich sicher in nächster Zeit nicht wieder bieten würde.

Während der Abwesenheit des Fürsten würde gewiß kein Schritt zu ihrer Auffindung getan werden, um so mehr, da ja auch die Jungfer nur von einer Reise zur Fürstin Kaupach wußte, und ihre Stiefmutter kaum etwas anderes wie eine Widerseßlichkeit gegen des Fürsten Willen vermuten konnte.

Bis zum Sonntagabend aber würde sie wohlgehoben unter fremdem Namen in einer einfachen Pension des großen Berlin sein. Dabei fiel ihr ein, daß es doch zu gefährlich sei, einen Namen zu wählen, der an ihren jetzigen erinnerte, denn ihr Vater würde sicher nachspüren lassen, und ein Fräulein von Wiesenheim konnte Verdacht erwecken. Wenn sie aber je wieder in ihres Vaters Gewalt käme — sie schauderte. Sie kannte seinen unbeugsamen rücksichtslosen Willen, sie hatte oft gehört, wie hart und verständnislos er sich über Mitglieder fürstlicher Häuser geäußert, die irgend etwas getan, was dem Ansehen des Hauses schadete, was „aus dem Rahmen fiel“. Sie wußte, daß ihr ferneres Leben dann in einer jener stillen Anstalten verfließen würde, deren Bestimmung es zu sein schien, unliebame Familienangehörige vom Schauplatz des Lebens verschwinden zu lassen — nervenkrank — es war ihr, als höre sie ihren Vater dieses Wort sagen, mit weaverfendendem Ton, begleitet von einem vielsagenden Achselzucken. Sie schauderte wieder — nein, lieber tot.

Und dann beschloß sie, als einfaches Fräulein Anne-Marie Müller fortan zu leben, unter diesem fast unpersönlichen Namen, der keinerlei Rücksichten aufwerfete.

(Fortsetzung folgt.)



Der Gedanke des Vaterlandes ist die Seele aller gesunden Kulturarbeit.
Joh. Scherr.

Gustav Falke und Liliencron.

Gustav Falke, der Älteste unter den modernen Dichtern, dessen Tod wenige Tage vor seinem 63. Geburtstag aus dem bei Hamburg gelegenen Großhofstel gemeldet wurde und über welchen wir bereits an anderer Stelle berichteten, gehörte als Mensch und Dichter in den norddeutschen Poetenkreis Dittels von Liliencrons. Vieles war diesen beiden echt deutschen Künstlern gemeinsam. Bei Falke wie bei Liliencron stand die kräftige, von falschen Beistimmungungen freie Lyrik im Vordergrund ihres Schaffens. Beide hatten schwer mit Unverständnis und den sozialen Sorgen des Lebens zu kämpfen, und der Erfolg wurde ihnen verhältnismäßig spät zuteil. Beide waren Norddeutsche, gewohnt, an der Wasserfront zu leben. Auch ihre Ziele waren die gleichen; nur kämpfte der zeitweilig verbitterte Liliencron mit schärferen Waffen, während Gustav Falke mehr über eine lebensbejahende Gleichmäßigkeit verfügte. Als Mensch wußte er Liliencrons Mangel an engen Kreise wirtschaftlicher Schwierigkeiten um so tiefer zu bewerten, als ihm selbst das Dasein nicht leicht gemacht wurde. In Lübeck geboren, mußte Falke zuerst im Buchhändlergewerbe und später als Klavierlehrer harte Arbeit tun, ehe es ihm gelang, als Dichter auch finanziell auf festem Boden zu stehen. Falkes Leben war in seinen besten Jahren durch die Freundschaft mit

Liliencron gekennzeichnet, die in seiner unter dem Titel „Die Stadt mit den goldenen Türmen“ erschienenen Jugendbiographie mehrfach behandelt wird. Zu einer der anschaulichsten Episoden aus Falkes Werdegang gehört der erste Besuch des Freiherrn Dittels von Liliencron. Liliencron hatte sich in begeisterten Worten brieflich an Falke gewandt und sein persönliches Erscheinen angemeldet. Die Aufregung im Hause Falkes war groß, da man sich in seiner Familie merkwürdigerweise von Liliencron die Vorstellung eines ungeschwärmten Millionärs machte. Falke schilderte diesen Besuch in seiner Lebensgeschichte: „Wir hatten uns nach seinen Gedichten und vor allem nach seinem „Mäzen“ ein Bild von ihm gemacht: Besitzer von neunundzwanzig Gütern, unermesslich reich, Aristokrat, Offizier, groß und breitschultrig, und wir sahen nach dem Wagen aus, in dem er vorfahren würde, vielleicht vierspännig. Wenn er sich nur vorher anmelten würde, meinte meine Frau, der ein so hoher Besuch doch einige Bestimmungen machte. Auch ich war nicht ohne Bedenken. Wie würde er sich geben? Würde er sein wie seine Briefe, seine Bücher? Wir hatten schriftlich manches vertrauliche Wort gewechselt; würde ich nun dem reichen Freiherrn gegenüber mündlich denselben Ton finden? Eines Tages, als wir von einem Spaziergang zurückkehrten, fanden wir auf dem Fußboden seine Visitenkarte, er hatte sie unter die Tür geschoben. Dittels Freiherr von Liliencron, darüber die Freiherrnkron. Auf der Rückseite aber stand mit Mei in seiner großen energischen Handschrift: „Komme morgen wieder.“

Am anderen Morgen warteten wir von Stunde zu Stunde, aber er kam nicht. Als wir uns jedoch gerade vor unsere Mittagstafel setzten, klingelte es. „Das ist er!“ rief meine Frau, und ein konisches Entsetzen malte sich in ihrem Gesicht. Es klingelte zum zweiten Mal. „Soll ich die Suppe wieder hinausbringen?“ Aber da hatte das kleine Morgenmädchen schon geöffnet; eine schnarrende Stimme wurde auf dem Korridor laut, kurz, offiziersmäßig, ein Schmatzen und Schnüffeln — die Tür wurde geöffnet, und herein schob ein kleiner, gelber Teller, an einer Leine festgehalten. Ich ging dem Besuch ein paar Schritte entgegen. Er streckte uns beide Hände entgegen. „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, wenn ich Ihnen in die Suppe falle. — Mäzen, willst du! Aber lassen Sie sich nicht stören. Bitte, ruhig ihre Suppe zu essen. — Mäzen!“ Der Teller schob unter alle Stühle und rumorte entsetzlich umher, während sein Herr vergeblich an der Leine zerrte. Das war also der Freiherr v. Liliencron! Ein kleiner, bagerer Mann in langem Ledertod, der ihm bis auf die Hüfte fiel, mit einem kleinen, grünen Güte, den er unter den linken Arm geklemmt hatte, und mit einer hellen, kräftigen Stimme. Ich lud ihn ein, abzuliegen, aber er wehrte ab. „Nein, ich will gleich wieder gehen. Sie sollen Ihre Suppe essen. Kartoffelsuppe? Herrlich! Kartoffelsuppe! Kartoffelsuppe! Den ganzen Tag Kartoffelsuppe!“ — Er setzte nicht ab, nahm keinen Stuhl an, drückte uns nur wiederholt die Hände und nannte mich: „Mein Poet.“ „Wann treffe ich Sie morgen zu Hause?“ fragte er. „In jeder Stunde bin ich für Sie da“, antwortete ich. „Dankeschön! Dann hole ich Sie ab zu einem Spaziergang. Gnädige Frau erlauben, daß ich Ihren Herrn Gemahl einführe. Um 4 Uhr? Ist Ihnen das recht?“ Ich bejahte. „Aber nun die Suppe, die Suppe! Mäzen! Willst du her!“ Ein Handschuh, ein Händedruck, und draußen war er, und die Kartoffelsuppe war noch heiß. Wir sahen uns an und lachten. „Der enge Freundschaftsbund, der auch literarisch zum Ausdruck kam, gab später öfter die Veranlassung, Falke als Nachahmer Liliencrons zu bezeichnen. Das treffendste Urteil über die Unrichtigkeit solcher Behauptungen gab ein anderer norddeutscher Dichter, Richard Dehmel, ab, indem er an Falke schrieb: „Sie sind ein so feiner Künstler, der so sorgfältig die Worte nach ihrem Klang wertet, ihre rhythmische und melodische Gegenüberstellung wählt und wägt, der so genau seine Farbentöne, seine Stimmungseffekte die Plastik seines Satzgefüges berechnet, daß ich mir nicht vorstellen kann, Sie hätten sich nicht an dieser und jener Stelle gesagt: aha, das wirkt bei Liliencron farbig, plastisch, stimmungsvoll. Meines Erachtens brauchen Sie aber gar keine Furcht zu haben, sich das ruhig einzugehen, denn ich sehe, daß überall, wo Sie von innen heraus geben, auch das Form eine andere, eigene wird. Das Melodische sowie das Gleichnis, das Empfindungsgebilde, also alles, was innere Form gibt, was in notwendigende Weisheit verfaßt, ist Ihr Eigentum.“



(Nachdruck verboten.)

Kriegsbrücken.

Von Th. Wolff-Friedenau.

Zu den wichtigsten technischen Aufgaben, die auf dem Kriegsschauplatz notwendig werden, gehört der Brückenbau. Die Brücke ist der wichtigste Weg, der für die strategischen Bewegungen des Kriegsheeres geschaffen werden muss. Der zurückweichende Feind zerstört überall, so weit es ihm nur möglich ist, die über Flüsse und sonstige Gewässer des von ihm verlassenen Gebietes führenden Brücken, besonders auch die Eisenbahnbrücken, um den Vormarsch des verfolgenden Feindes aufzuhalten. Diese zerstörten Brücken müssen schnell und sicher wieder hergestellt werden. Ebenso müssen aber auch zahlreiche Flussübergänge, oftmals solche grösster Dimension, geschaffen werden, und gerade nach dieser Hinsicht wird auf jedem Kriegsschauplatz eine grosse Fülle technischer Arbeit notwendig. Der Bau der Brücken, wenigstens der grösseren, der eigentlichen Kriegsbrücken, ist Aufgabe der technischen Truppe des Heeres, der Pioniere, während kleinere Brücken auch von den Kampftruppen selbst geschlagen werden. Gerade der gegenwärtige Weltkrieg bot auf allen Kriegsschauplätzen und in allen beteiligten Heeren den technischen Truppen überreiche Gelegenheit, sich im Brückenbau zu erproben, und was auf diesem Gebiete geleistet worden ist, übertrifft nach Technik und Umfang den Brückenbau in früheren Kriegen ebenso sehr, wie der heutige Weltkrieg die Völkerkämpfe der Vergangenheit allgemein an Umfang und an Leistungsfähigkeit der technischen Hilfsmittel übertrifft.

Der Bau von Kriegsbrücken ist ein eigener Zweig der Kriegstechnik und nahezu eine eigene Wissenschaft geworden, die angesichts der ausserordentlichen Wichtigkeit dieses Gebietes für die Kriegführung in den Armeen aller Länder aufs eifrigste gepflegt wird. In den meisten europäischen Heeren werden die Kriegsbrücken nach dem System Birago, des berühmten italienischen Militäringenieurs und Kriegsbrückenbauers (1792—1845), dessen Arbeiten für die moderne Technik des Kriegsbrückenbaues grundlegend waren, gebaut. Das Bauelement der eigentlichen Kriegsbrücken sind die Pontons, eiserne Brückenboote, die die im Brückentrain von dem Heere bzw. den Pionieren mitgeführt werden. Aus diesen Pontons wird die Brücke hergestellt, indem die Pontons in Abständen nebeneinander über den Fluss gelegt werden, wobei ihre Längsrichtung mit der Flussrichtung zusammenfällt. Als Stützen an den Ufern dienen zweibeinige Böcke. Über die nebeneinandergelegten Pontons wird die Brückenbahn gelegt, die aus den längs der Brücke entlang gelegten Streckbalken und den quer über diese gelegten Knaggenbalken oder Brettern hergestellt wird. Die Pontons müssen fest verankert werden; Anker, Spanntaue, Rödel- und Schnürleinen, Rödelbalken, Geländestangen und sonstiges Material, das diesem Zweck sowie auch der weiteren Befestigung der Brücken dient, wird ebenfalls im Brückentrain mitgeführt. Die Breite einer Kriegsbrücke beträgt etwa 3 Meter. Brücken dieser Art von leichterer Ausführung dienen für den geordneten Übergang des Feldheeres ohne schweres Geschütz, während die Kriegsbrücken schwerer Konstruktion auch die Überführung schwerer Belagerungsgeschütze und der Armeelastzüge und ebenso auch die Belastung durch ein grosses Menschengedränge, wie es beim eiligen Übergang auf der Verfolgung wie beim Rückzug leicht entstehen kann, müssen aushalten können. Jedes Armeekorps hat seinen eigenen Brückentrain, und zwar zwei Divisionsbrückentrains, die Material für je 40 Meter Brückenlänge enthalten, sowie einen Korpsbrückentrain mit Material für 120 Meter Brückenlänge. Das gesamte Brückenmaterial eines Armeekorps reicht demnach für 200 Meter Brückenlänge aus, womit schon ein recht breiter Strom überbrückt werden kann. Oft aber müssen über noch viel breitere Wasserläufe Brücken geschlagen werden, wie es gerade in dem gegenwärtigen Kriege schon oft der Fall war, beispielsweise auf dem östlichen Kriegsschauplatz, wo in der Nähe von Warschau, dem Zentrum der erbitterten und schweren Kämpfe unserer Ostarmee

gegen die Russen, über die Weichsel, die hier streckenweise 500 bis 1000 Meter breit ist, mehrfach Brücken geschlagen werden mussten, was ganz ungewöhnliche Leistungen und Anstrengungen unserer Pioniere verlangte. In solchen Fällen müssen für den Brückenschlag dann die Brückentrains mehrerer Armeekorps zusammengezogen werden, auf welche Weise es möglich wird, selbst die grössten überhaupt vorkommenden Strecken zu überbrücken.

Pontonbrücken können nur über Gewässer gelegt werden, die mindestens 0,6 Meter Tiefe haben. Ist das nicht der Fall oder sind trockene Tiefen oder Einschnitte zu überbrücken, so wird die Brücke als Holzbau errichtet und zwar aus Holzböcken, die ebenfalls im Brückentrain, teils fertig, teils vorbereitet mitgeführt werden, zum Teil aber auch am Orte des Brückenschlags erst hergestellt werden müssen. Solche Brücken stellen dann kühne Holzkonstruktionen dar, die nicht nur bedeutendes bautechnisches Geschick, sondern auch eine weitgehende Anpassung an die gegebenen, sehr verschiedenartigen und immer sehr schwierigen Verhältnisse verlangen. Auch die Wiederherstellung zerstörter eiserner oder steinerner Fluss- und Eisenbahnbrücken, Eisenbahnviadukte usw. wird zumeist durch solche Holzkonstruktionen ausgeführt, wobei die Überreste der zerstörten Brücke zumeist gute Stützpunkte für die herzustellende neue Brücke geben und die Ausführung derselben zumeist erheblich erleichtern und beschleunigen. Besondere Anforderungen stellt der Bau von Eisenbahnbrücken, die ebenfalls von den Truppen hergestellt werden müssen, um den Schienenstrang auch bei jeder Art von Wegeunterbrechung weiterführen und der Eisenbahn, diesem hochwichtigen strategischen Hilfsmittel der modernen Kriegführung, dessen Wert und Bedeutung gerade in dem gegenwärtigen Kriege so glänzend hervortritt und in den Operationen der deutschen Heeresleitung ein so ungeheuer wichtiger Faktor geworden ist, über alle Hindernisse hinweg den Weg bahnen zu können. Kriegseisenbahnbrücken werden zumeist aus Holz gebaut, besonders aus Nadelhölzern, die zu diesem Zweck entweder vorhandenen Holzlagerplätzen entnommen oder aber, sofern solche nicht vorhanden sind, erst im Walde geschlagen und unter Umständen über sehr weite Strecken transportiert werden müssen. Für solche Arbeiten werden dann oftmals auch zivile Arbeitskräfte herangezogen, was in feindlichem Lande allerdings oft mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist. Bei dem Bau solcher Eisenbahnbrücken arbeiten Pioniere und Eisenbahntruppen dann Hand in Hand.

Die Pioniere führen nur den Bau der schweren Kriegsbrücken über grössere Wasserläufe aus und haben damit reichlich zu tun. Kleinere Brücken hingegen, die man zum Unterschied von den eigentlichen Kriegsbrücken als Feldbrücken bezeichnet, und die zum Übergang über kleinere Gewässer, Hohlwege und ähnliche Wegeunterbrechungen dienen, müssen von den Kampftruppen selbst gebaut werden. Infanterie wie Kavallerie haben zu diesem Zweck besondere, für den Brückenbau ausgebildete Abteilungen und führen das notwendige Material im Train mit sich. Auch unter diesen Feldbrücken gibt es nach Grösse, Verwendungszweck und Ausführung sehr verschiedene Arten.

Ein besonderes und eigenartiges Kapitel des Brückenbaues auf dem Kriegsschauplatz endlich sind die sogenannten Behelfsbrücken. Diese sind, wie ihr Name besagt, eine Art provisorischer Brücken, bei denen sich die Truppen sowohl hinsichtlich der Beschaffung des Baumaterials wie auch der Ausführung behelfen müssen, so gut es geht und wie es die gegebenen Verhältnisse der augenblicklichen Situation gerade erfordern. Die Pioniere wie auch die Feldtruppen verstehen sich auf den Bau solcher Brücken, die in ganz besonderem Masse erfinderisches Geschick, Anpassung an die vorhandenen und oftmals eigenartigsten und schwierigsten Verhältnisse und ebenso auch die Aufspürung und Verwendung aller möglichen, oft sonderbarsten und primitivsten Mittel und Materialien erfordern. Aus vereinzelt Pontons und Kähnen, wie sie gerade zur Hand sind oder beschafft werden können, aber auch aus Fässern, Tonnen, Fährten und allem sonstigen schwimmenden Material werden

solche Brücken hergestellt; auf Jochen, Pfählen, Böcken und sonstigen Unterstüzungen werden sie befestigt. Balken, Bretter, Stangen und Pfähle jeder Art, wie sie vorhanden oder aufzutreiben sind, dienen in solchen Fällen als Material für den Brückenbau und werden aus Gehöften, Ortschaften, Bahnhöfen, Neu- und Umbauten, Holz- und Zimmerplätzen, Sägemühlen und Schreinerwerkstätten und wo sie sonst noch ausfindig gemacht werden können, zusammengeholt, während Schlosser- und Schmiedewerkstätten, Eisenhandlungen usw. das notwendigste Material an Klammern, Nägeln, Draht, Leinen, Tauen usw., das ebenfalls zum Brückenbau benötigt wird, ob sie wollen oder nicht — und in Feindesland wollen sie zumeist nicht — hergeben müssen. Wo es aber an anderem Material fehlt, werden auch aus den umliegenden Häusern die Dielen, Dachsparren, Türen, Fensterrahmen, Balken Zäune, Gitter usw. ausgehoben und als Material für den Brückenbau verwandt. Ist solches aber nicht in irgend einer vorbereiteten Form aufzutreiben, so muss es aus Nadelholzbeständen hergestellt werden, die immer gute Stützen, Balken und Stangen liefern, was freilich viel Zeit und Umstände verlangt. Die Findigkeit in der Aufspürung irgend welcher brauchbarer oder wenigstens halbwegs geeigneter Materialien und der Erfindungsgabe in der Zurechtung und Verwendung solcher wie auch in der Ausführung der Brücke selbst ist hier weitester Spielraum gelassen, und es gibt unter den Mannschaften in der Beschaffung und Verwendung aller möglichen Materialien geradezu Genies. Es ist egal, wie und mit welchem Material die Brücke ausgeführt wird, Vorschrift, die allerdings unbedingt befolgt werden muss, besteht nur hinsichtlich des notwendigen Grades von Festigkeit und Sicherheit des Baues. Oftmals kann auch eine Überbrückung hergestellt werden, indem Leiterwagen in das Wasser oder in die Senkung gefahren und Streck- und Querbalken darübergelegt werden, ebenso auch, indem man Bretterstapel errichtet, die durch Pfähle in ihrer Lage erhalten werden. Ist dagegen in der Nähe reichlich Strauchwerk vorhanden, so werden aus mit Steinen gefüllten und gut befestigten Schanzkörben Joche gebildet, über welche ein Brückensteg gelegt wird. Am meisten unter allen Behelfsbrücken aber werden Bockbrücken gebaut, die aus zumeist vorhandenen oder, wenn nicht vorhanden, schnell und leicht herzustellenden Mauerböcken errichtet werden. Die grosse Handramme, die von mehreren Leuten gehoben wird, ist das wichtigste Werkzeug bei allen diesen Brückenbauten, und die Truppen, die solche Arbeiten auszuführen haben, eignen sich schon in ganz kurzer Zeit immer eine hervorragende Geschicklichkeit und Schnelligkeit hierin an, die jedem bürgerlichen Bauleiter Freude machen würde.

Wo es an Balken und Pfählen fehlt und die Brücken daher nicht fest gebaut werden können, werden schwimmende Materialien jeder Art, wie sie nur aufzutreiben sind, herangezogen, und aus diesen wird dann eine Art Schwimmbrücke ausgeführt. Schiffsgefässe jeder Art, Nachen, Boote, Kähne, die einzeln oder zu mehreren zu einer Unterstüzung umgewandelt werden, aber auch Tonnen und Fässer, die aus Brauereien, Gastwirtschaften und ähnlichen Betrieben requiriert werden, Schwimmbalken und ähnliche Körper werden hier zum Legen der Brücke verwandt, indem die schwimmenden Körper im Wasser verankert werden und so die Unterlage für die Brücke abgeben. Eine Abart dieser Brücken sind die sogenannten Schnellbrücken, das heisst leichtgebaute Brückenstege, die getragen und rasch über das Wasser vorgeschoben werden können. Sie dienen dazu, um, oftmals im Angesicht des Feindes und inmitten des feindlichen Feuers, einen schnellen und überraschenden Übergang der Truppen über das Wasser zu ermöglichen, was freilich nur geschehen kann, wenn das fragliche Gewässer nur mässig breit ist und nur eine schwache Strömung hat. Kleine Fässer, Doppelbündel aus Zeltbahnen, mit Zeltbahnen umhüllte und dadurch wasserdicht gemachte Kisten, aber auch Futtersäcke, Wagenpläne und zur Not auch Langstroh dienen als Material für die Herstellung solcher tragbarer Brückenstege und werden durch kurze Bretter, Stangen und Latten versteift. Man sieht, dass der Krieg lehrt, die sonderbarsten Dinge in der sonderbarsten Weise für technische Zwecke nutzbar zu machen. Aber viel schwieriger als die Herstellung dieser Brückenstege ist der Übergang auf ihnen. Die auf dem Lande hergestellten Stege werden hinter der Schützenlinie in breiter Front vorgetragen; während dann die

eigenen Schützen das feindliche Feuer von der anderen Seite des Wassers niederzuhalten suchen, werden die Stege über das Wasser geschoben und zur Brücke verbunden. Inmitten des Kampfes und der herüber- und hinüberschwirrenden Geschosse muss so der Übergang geschaffen werden, wobei freilich so manchen der Brückenbauer, der bestrebt ist, für die Seinen den Übergang über das Wasser zu schaffen, die feindliche Kugel trifft. Aber unbeirrt und mit eiserner Anspannung aller Nerven und Kräfte muss hier das Werk getan, muss, wie es ja der Beruf des Pioniers ist, der Weg geschaffen werden, auf dem die anderen zum Angriff, zum Sturm und Sieg vorangehen können.

Aber nicht nur der Bau, sondern auch die Zerstörung von Brücken gehört zu den Aufgaben der Brückentechnik des Kriegsschauplatzes und ist oftmals kaum weniger wichtig als jener. Hier kommen vor allem die strategisch wichtigen Stein- und Eisenbrücken in Betracht, die im Frieden dem Verkehr dienen, im Kriege aber mit die wichtigsten Verbindungswege für die Marschbewegungen der Heere darstellen. Wo Gefahr ist, dass solche Brücken von dem Feinde für seine strategischen Operationen verwandt werden können, da müssen sie zerstört werden, wenn damit auch oftmals ganz hervorragende Werke der Bautechnik in Trümmer gelegt und Millionen von Werten vernichtet werden. Zahllos sind die schönen und technisch vollendet ausgeführten Brücken, die im Laufe der Kriegsgeschichte dieser ehernen Notwendigkeit zum Opfer gefallen sind. Zur Zerstörung solcher Brücken kommen die Sprengstoffe der Kriegstechnik in Anwendung, mit denen die Pioniere auch die allerstärksten Brücken schnell und leicht in Trümmer legen. Die Zerstörung von Steinbrücken wird durch Sprengung der Brückenbogen oder Pfeiler ausgeführt, während bei eisernen Brücken die Träger in der Nähe der Auflager gesprengt werden. Bei Brücken, die strategisch wichtig sind, sind schon beim Bau Minenkammern in den Pfeilern angelegt, in denen grosse Pulvermengen zur Explosion gebracht werden können, die die Zerstörung der Brücke immer in kurzer Zeit bewirken. Ebenso müssen aber auch die von dem Heere selbst gebauten hölzernen Kriegs- und Feldbrücken von den eigenen Pionieren wieder zerstört werden. Diese Brücken werden beim Vorwärtsdringen des Heeres gebaut; wenn sich das Kriegsglück jedoch wendet und rückläufige Bewegungen notwendig werden, so dürfen die zuvor geschaffenen Brücken nicht dem Feinde überlassen werden und ihm die Möglichkeit bieten, sie für seine Bewegungen vorteilhaft auszunutzen. Dann müssen die Pioniere ihr eigenes Werk, das sie zuvor mit Mühe und Gefahr in tage- und manchmal auch wochenlanger Arbeit geschaffen haben, wieder zerstören, eine bittere Notwendigkeit, die keinem der auf dem gegenwärtigen Kriegsschauplatz beteiligten Heere, auch den siegreichen nicht, erspart geblieben ist. Dann bilden die Pioniere, die beim siegreichen Vorwärtsgen dem ganzen Heere voraus waren, um die Brücken zu schlagen, diesmal die Nachhut, um die Brücken nunmehr in Flammen aufgehen zu lassen oder sonstwie zu zerstören. Zwar können auch die hölzernen Kriegs- und Feldbrücken durch Sprengung zerstört werden, in der Mehrzahl der Fälle werden sie jedoch durch Abbrechen vermittelt Werkzeugen oder durch Feuer zerstört. Wie im Bau, so hat eben auch in der Zerstörung von Brücken der Krieg seine ganz besondere Technik gezeitigt.

Wenn es die Aufgabe der Pioniere ist, Wegbereiter für die kämpfenden Truppen zu sein, so gehört der Brückenbau und die Herstellung der anderen Übersetzungsmittel mit zu den wichtigsten dieser Funktionen. Auf diesem Spezialgebiet sind während des gegenwärtigen Weltkrieges von den Pionieren wie auch von den Kampftruppen selbst Leistungen vollbracht worden, die nicht nur in ansehnlicher, sondern in ganz ungewöhnlichen und ungeheuer schwierigen Verhältnissen und Bedingungen, unter denen sie auszuführen waren, die grösste Anerkennung vom technischen Standpunkte aus verdienen, sondern die auch von erheblichem Einfluss auf Verlauf und Ausgang der kriegerischen Operationen waren. In dem Buche, in dem einst die Geschichte des gegenwärtig tobenden Weltkrieges, dieses grössten Völkeringens aller Zeiten, geschrieben werden wird, wird auch den Brückenbauern des Kriegsschauplatzes und ihren Leistungen, die das Hervorragendste sind, was je in einem Kriege auf diesem Gebiet zu verzeichnen war, ein ehrenvolles Kapitel zu widmen sein.

Der Landbote.

Volkstümliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 1.

— o Erscheint allmonatlich. —

1916.



Daheim auf der Wacht.

Die deutschen Männer zogen in die Schlacht,
Mit blankem Schwert zu schützen ihre Erde.
Nun stehn daheim die Frauen auf der Wacht
Und hüten treu die Flammen ihrer Herde.

Wer nennt die Opfer, die die deutsche Frau
An ihrem Teile muß dem Ganzen bringen!
Auch sie trägt Steine zu dem stolzen Bau,
Den unsre Kämpfer nun zusammenzwingen.

Ihr Liebstees schied und ringt in heißem Streit,
Und neue Last muß sie mit alter tragen.
Wann aber ist die Frau nicht tatbereit?
Wie ist sie stark im Dulden ohne Klagen!

Blutopfer sind von Helden dargebracht
In tausend Qualen in des Feindes Gauen,
Daheim ward manche schwere Nacht durchwacht
In heißem Fleh'n von deutschen Heldenfrauen.

Rinteln a. d. Weser.

Helene Brehm.

Die Schönheit des Volksliedes.

Von Aloys Pohlmeier.

Eine der herrlichsten Blüten auf der bunten Aue unserer deutschen Poesie ist das urwüchsigste, prächtige Volkslied, das sich durch Jahrhunderte, behütet und bewahrt im Herzen des Volkes, in seiner zwanglosen, seelenvollen, wenn auch oftmals herben Form behauptet hat. Auf der Landstraße scheint seine Geburtsstätte zu sein, aus dem Niedrigsten zaubert gerade das älteste Volkslied Perlen dichterischer Eigenart und feinen Fühlens. Im Volkslied wird dem Empfinden der allgemeinen Anschauungsweise in schlichten, selbstlosen, ungekünstelten Worten Ausdruck verliehen. Nichts leitet in ihm den Sinn auf die Person seines Schöpfers hin. Aus dem natürlichen und doch wieder tiefinneren Kern des reichen Vornes unseres Volksgemüts hat dieses Lied geschöpft, darum versagen auch alle die Versuche einer Nachbildung und leiden unter dem trübseligen Einfluß der modernen Lieberdichtung. Nichts Zierliches ist im Volkslied, nicht Vielrederei, sondern Wucht und kräftiges, markiges Gefühl für tatsächliche Wirklichkeit, das nur in der Streifung von bestimmten Geschehnissen einen Reiz hat, oft überhaupt nicht auffallenden epischen Zug erhält. Alles das trug dazu bei, daß unsere Volkslieder, an denen wir noch nicht arm sind, in der Seele ihrer Verfasser, des Volkes selbst, den denkbar fruchtbarsten Boden und die festeste Schatzkammer fanden. Als eines der köstlichsten Volkslieder sei hier „Blaublümlein“ wiedergegeben:

Er fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaulümlein,
Sie sind verwelkt, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Hause fort,
Es wußt's weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

Auf ihrem Grabe Blaulümlein blüht'n,
Umhängen sich treu, wie sie im Grab;
Der Reif lie nicht welker, nicht dorret.

Die Empfindung beruht hier auf objektiver Grundlage, denn die Flucht und der Untergang eines Liebespaares werden uns veranschaulicht. Aber wie sind sie dargestellt? Ungeklärt, ohne Andeutung von Beweggründen. Ein Bild aus dem Leben und Vergehen der Natur, die Geschichte der Liebe und ihr Verhängnis. Die Geschichte in den Worten: „Sie hatten weder Glück noch Stern“, ziellos, einsam, verlassen irrten sie umher; das Verhängnis knapp and klar: „Sie sind verdorben, gestorben“. Der letzte Vers ist wieder ein Vergleich. Treu, wie sich die Blaulümlein umhängen, windet sich im Tod noch um beide ein gemeinsames Lieben. — Wehmütige Probleme, traurige Ereignisse, Schicksale zweier Herzen, Solatantod, sind dem Volkslied wohlvertraute Stoffe, sie sind im allgemeinen die stärkeren, doch kommen auch ausgelassener Humor, übermütige Heiterkeit zur Geltung. Auch dafür ein bekanntes Beispiel:

Ich gang i ans Brännle,
Trink aber nit,
Do such i mei herztanlige Schatz,
Find'n aber nit.

Ich loß i mein Angste
Um und um geh'n,
Do seh i mein herztanlige Schatz
Bei nem andera steh'n.

Bei nem andera steh'n seh'n,
Ach, das tut weh!
Ich b'hüt di Gott, herztanlige Schatz,
Di seh i nimmer meh.

Ich lauf i mie Dint:
Und Feder und Papier,
Und schreib mein herztanlige Schatz
Ein — Abschiedsbrief.

Wenn auch der Inhalt dieses gern gesungenen Liedes eine etwas trübe Schattierung hat, so mütet das Leichte, Hüpfende der Verse, insbesondere aber der komische Schluß doch belustigend an. Ein ungewöhnliches feilisches Empfinden verrät das alte Lied: „Der schwere Traum“:

Ich hab' die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum:
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarinbaum.

Ein Kirchhof war der Garten,
Ein Blumenbeet das Grab,
Und von dem grünen Baum:
Fiel Kron' und Blüte ab.

Die Blüten tät' ich sammeln
In einem goldenen Korb,
Der fiel mir aus den Händen,
Daß er in Stücke schnab.

Draus sah ich Perlen rinnen
Und Tröpflein rosenrot,
Was mag der Traum bedeuten?
Ach, Liebster, bist du tot?

Das Gemüt des Volkes ist die nie versiegende Quelle der Lieder. Und dennoch schenken wir ihnen gerade in unseren Tagen so wenig Ohr und Herz. Die Lieberdichtung der Neuzeit besteht vielfach in der gründlichsten Ausbeutung und Ummodellung des Alten. Das muß ein jeder fühlen, der die Ergüsse unserer modernen Poesie kennt. Doch findet man bisweilen unter den Schöpfungen unserer modernen Lieberdichtung Verse, die wie echte Volksdichtung anmuten. Da hörte ich neulich ein schönes Lied erklingen. Durschen sangen es auf

der Straße. Den Verfasser habe ich trotz eifrigen Forschens nicht finden können. Der Text lautete:

„Die Nacht senkt ihre Schleier
Sacht über Berg und Hügel aus;
Da ruht vom Schlachtgetöse
Der müde Krieger aus.“

Er ruht auf blut'ger Erde
Und hält die Waffe in der Hand;
Er träumt von seiner Heimat,
Vom teuren Vaterland.

Die Eltern sieht er wieder,
Und schließt der lauter Wonn' und Lust,
Er drückt sein treues Liebchen
Entzückt an seine Brust.

Auf einmal rollt die Trommel
Dampf durch die wite, kühle Nacht;
Trompeten rufen 'Chmetzernd,
Nun geht's zur neuen Schlacht.

Er hebt sich von der Erde,
Und schickt zum Himmel seinen Blick,
Da blüht ein Schuß, und sterbend
Sinkt er ins Gras zurück.

Auf seinen blichen Rippen
Erklimbt der schwache Todesmut;
Er hat im Traum die Heimat
Zum letztenmal geschaut! —

Der Nachruf für gefallene Krieger.

Eine Sitte, die vor 100 Jahren sehr verbreitet war, den Verstorbenen Nachrufe in Tagesblättern zu widmen, ist durch den Krieg aufs neue belebt worden. Früher waren es die Angehörigen höherer Kreise, die auf diese Weise geliebte und verehrte Tote ehren wollten. Daß aber der Krieg besonders zu Nachrufen anregt, das sieht man aus den Tageszeitungen zur Zeit der Befreiungskriege, doch finden wir bei den Kriegsnachrufen aus dieser Zeit ausschließlich die höheren Kreise vertreten. Heute ist die Sitte, der Todesanzeige einen Nachruf beizufügen, wenn auch nur aus ein paar Worten bestehend, im ganzen Volk zu finden.

Diese Kriegernachrufe aus dem Volk, die ihr äußeres Gewand zwar nicht selten von den Schriftleitern der kleinen Lokalblätter erhalten haben, geben inhaltlich doch gewöhnlich das wieder, was die Angehörigen in die Nachrufe aufgenommen zu wissen wünschen. Sie gehören wohl auch wie Grabinschriften in das Gebiet der Volkskunde und dürfen daher nicht übersehen werden.

Sehr häufig treten Bibelprüche auf, entweder am Kopf des Nachrufes oder am Schluß. Ein am meisten vorkommender Vers ist: Johs. 15, 13: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lasse für seine Brüder“. Ferner fanden wir: Jesajas 31, 1: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen: du bist mein“. Jerem. 31, 1: „Ich habe dich je und je geliebet; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte“. Im Nachruf auf einen durch Minensprengung Verschütteten hieß es: Jesajas 54, 10: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel fallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen“.

Neben Bibelstellen treten Strophen aus Gedichten auf, zuweilen auch nur einzelne Zeilen z. B. „Kein schön'rer Tod ist auf der Welt, als wer vor'm Feind erschlagen, auf grüner Feid, im freien Feld; darf nicht hör'n groß Wehllagen“, — „Und wer den Tod im heiß'gen Kampf fand, ruht auch in fremder Erde im Vaterland“.

Zuweilen treten auch Verse auf, die neu gedichtet sind, häufig von einem mit einer poetischen oder gesegneten Dorfbewohner, z. B.:

„Er zog so mutig von dannen,
Und hoffte auf ein Wiederseh'n,
Doch reicher fließen unsere Tränen,
Da dies nun nicht mehr kann geschehen“.

Daß viele aus dem Volk sich mit einem einfachen Wort begnügen, wenn es gilt, den Heldentod eines lieben Angehörigen anzuzeigen, ist wohl der am meisten vorkommende Fall. Auch hier haben wir schon feststehende Formen entwickelt. Sie haben den Reuten gefallen, als sie sie unter fremden Anzeigen gelesen haben, und nun soll auch der eigene Sohn oder Vetter auf diese Weise geehrt werden. Einige Beispiele seien angeführt:

„Er war unser's Herzens Licht im Leben und im Tod
unser Stolz“. — „Er war unser Stolz und unsere Hoffnung“,

— „Mein Glück, meinen Stolz und meine Hoffnung habe ich mit meinen lieben Söhnen dahingegeben“, schrieb eine Mutter, der zwei Söhne auf Frankreichs Boden gelieben waren. Oft gebräuchliche Wendungen sind: „Wer ihn gekannt hat, wird unseren Schmerz ermessen können“, oder „Wiederseh'n war seine Hoffnung, die Heimat seine Sehnsucht“.

War nicht selten finden wir in Nachrufen aus dem Volke Worte, die Zeugnis geben, wie der Krieg die Herzen gestählt und gefestigt hat:

„In stolzer Trauer“, steht man, wenn auch selten, häufig schon: „In tiefem Schmerz, aber getrost in dem Herrn“.

Mögen der Nachruf, sei er Bibelwort oder Gedichtstrophe, sei er selbstgedichteter Vers oder einfaches Wort, möge er den betrubten Herzen Trost nach schwerem Leiden bringen. W.-N.

Nassauischer Volksaberglaube.

Von J. Brumm.

Im täglichen Verkehr mit dem Volk vermag der aufmerksame Beobachter das geistige Innenleben desselben aus seinen Sprüchen und Aberglaubensarten zu erkennen. Viele darunter beruhen auf abergläubischen Vorstellungen und sind Beweise dafür, daß trotz vermehrter und erhöhter Volksbildung und Volksaufklärung der Aberglaube, dieses Blöde Kind der Dummheit und des Unverständes, noch nicht ausgestorben ist, sondern sich von Geschlecht zu Geschlecht wie eine ewige Krankheit forterbt. Wenn wir uns nun anschauen, hier Zeugnisse abergläubischen Charakters aus dem Munde des nassauischen Volkes widerzugeben, so sei vornherein bemerkt, daß wir nicht für jeden Spruch die Garantie übernehmen, daß er spezifisch nassauisch sei. Es sind sicher welche darunter, die als importiert bezeichnet werden dürfen, die aber in unseren Bevölkerungskreisen Sitz und Stimme erlangt haben.

Abergläubische Anschauungen und Aussprüche finden sich bei unseren Landesbewohnern in bezug auf eine Anzahl Repräsentanten aus der Pflanzenwelt. Auf dem Einrich nennt das Volk den Rainfarn Gegenleiterchen, eine poetische Bezeichnung für ein Kraut, an dem Hexen, Eifen und Gnommen ihre turnerischen Künste erproben. Dies Kraut, von Musterungspflichtigen in den Schuhen getragen, macht sie militärfrei. Fünffingerkraut in den Stall gehängt, gilt als ein vorzügliches Mittel zur Abhaltung der Hexen. Blumen, die man am Gründonnerstag sät, werden buntfarbig und Petersilie, die man an diesem Tag der Erde anvertraut, erhält krause Blätter. Alle Kräuter, die man am Himmelfahrtstag sammelt, trocknet und aufbewahrt, haben heilende Kraft für Menschen und Vieh, namentlich die Aronswurzel, wenn sie vor Sonnenanfgang gebrochen ist. Doppelte Kornähren bringen Glück und wahren, hinter der Spiegel gestekt, jedes Haus vor dem jündenden Blik. Wohnen muß man auf St. Bonifatiusstag setzen, dann geraten sie gut. Eine Kohlrabi mit weißen Blättern zeigt einen baldigen Sterbefall im Hause an. Obstbäume darf man nicht mit Stangen schlagen, sonst verdorren sie. Doppelte Zwetschen dürfen nicht von schwangeren Frauen gegessen werden, sonst werden Zwillinge geboren. Apfel darf man nicht essen, bis sie St. Jakobus gesalzt hat.

Und nun zu den Tieren. Wer beim ersten Ruckruf mit dem Geld in der Tasche klappern kann, hat das ganze Jahr keinen Mangel. Die Zahl der ersten Ruckrufe soll dem Kranken die Zahl der Jahre verkünden, die er noch zu leben hat. Die jungen Raben sind anfangs so häßlich, daß sich die Alten vor ihnen fürchten und sie verlassen. Eine große Spinne spannt ihr Netz über das Hirbarnest zum Schutz und um den Tau des Himmels zu sammeln, den die Jungen trinken. Erst nach einigen Tagen kehren die Alten zurück. Auf dieser Anschauung beruht das Wort von den Rabeneltern. Käuft man ein Hase beim Ausgang quer über den Weg, so bedeutet das Unglück. Er kommt so willkommen, wie eine Sau im Judenhause, zeigt einen hohen Grad von Geringschätzung. Begegnet man einer Schafherde, so ist man im Dorfe willkommen, eine Schweineherde bedeutet das Gegenteil. Der Nachruf des Stützchens oder des Totenvogels weist auf einen baldigen Sterbefall hin, ebenso das laute Geheul eines Hundes. Ein schwarzer Ziegenbock im Stall schüttet Stall und Vieh vor Blitzgefahr. Der Besitzer einer Ziege darf keine zehn Gulden im Hause haben, sonst verreckt die Gaaß. Es versteht sich einer wie eine Weiß; wenn man der einen roten Lappen und

Wein widert, glaubt sie, das Wein sei kaput und schnappt. Die Totenuhr oder der Troklos, ein Klopfläfer, der sich in allem Gebäl aufhält und mit seinem Kopf das Tiden einer Uhr wiederzählt, zeigt einen Sterbefall an.

Über den Menschen seien folgende Aussprüche wiedergegeben: Die Nage! dürfen kleinen Kindern nicht geschnitten, sondern müssen von der Mutter abgebissen werden, sonst kommt das Kind die Nagelwurz. Kommt man in ein Haus mit kleinen Kindern, so muß man sich setzen, sonst nimmt man den Kleinen die Ruhe mit. Kinder unter einem Jahr dürfen sich nicht küssen, sonst wird eins stumm. Kinder dürfen nicht unter einer Wagendeichsel oder zwischen jemandes Beinen durchkriechen, sonst wachsen sie nicht mehr. Kinder, die mit Feuer spielen, pissen ins Bett. Kinder mit doppeltem Wirtel gelten für geistlich. Freunden und Bekannten, die sich lange nicht haben sehen lassen, gibt man ein frischgelegtes Ei. Unverheirateten Personen darf man die Tasse oder Glas nicht zugucken, sonst müssen sie noch sieben Jahre bis zur Heirat warten. Wer bei Tisch an der Ecke sitzen muß, erhält eine böse Schwiegermutter. Wer mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett steigt, ist tagsüber nicht gut gelaunt. Wer niest, bekommt noch einen Nausch. Verschüttet die Frau Salz, das deutet Streit an. Zerbricht sie ein Glas, so bedeutet das Glück. Wer den rechten Strumpf zuerst anzieht, bleibt vor der Sicht bewahrt. Vor Zahnschmerz schütt man sich, wenn man Brot isst, das die Mäuse angenagt haben, oder wenn man einen ausgefallenen Milchzahn in ein Mauseloch steckt. Wer einen ausgezogenen Zahn rückwärts über den Kopf wirft, dem bleiben die übrigen Zähne gesund. Brot darf man nicht auf den Rücken legen, sonst hat man kein Glück. Das Bett soll man nicht mit dem Kopf nach der Tür stellen, sonst kommt der Tod. Legt du das Messer mit der Schneide gegen den Nachbar, so gibt es Feindschaft. Wer eine Nadel findet, der hat ein spitzes Glück. Fällt ein Bild von der Wand, so bedeutet das einen Sterbefall. Wenn's am Hochzeitstag regnet, der tritt in eine fruchtbare Ehe. Wenn während des Vaterunserläutens die Turmuhr schlägt, stirbt jemand im Lauf der Woche in der Gemeinde. Regnet's dem Pfarrer am Sonntag aufs Buch, so regnet's die ganze Wuch (Woche). Freitagswetter, Sonntagswetter. Am Neujahrstag muß man Weißkraut kochen, dann hat man das ganze Jahr Geld. Gründonnerstagseier geben scheidige Hühnchen. Auffallend dünne Eier nennt das Ost Unglückseier; die muß man über ein Haus werfen. Wenn man sich beim Abschied die Hände über's Kreuz reicht, so muß eine der Personen bald sterben.

Sicher ist der Schatz an derartigen volkstümlichen Aussprüchen und Redensarten noch viel reichhaltiger und der Sammlung wert.

Umschau.

* Die Trauung „gefallener Paare“. In einem Bericht, der für die Bezirksynode Wiesbaden erstattet wurde, lesen wir: „Bei der Trauung gefallener Paare fehlen in den meisten Gemeinden die bräutlichen Abzeichen. Wo Geläute und Orgelspiel bei der Trauung stattfindet, geschehen sie in solchen Fällen an einem Wochentag. In manchen Gemeinden suchen solche Paare die Trauung in der Stadt. In zwei Gemeinden des Dekanats Biedenkopf geschehen solche Trauungen ohne kirchliches Aufgebot. Zuweilen finden sie auch ohne Niede, bloß nach dem Trauformular statt. Von einer Gemeinde im Dekanat Selters wird berichtet, daß in jedem Fall auch die Geschenke der Kirchengemeinde wegbleiben. Besonders in den Städten und großen Gemeinden ist die alte Sitte, daß der Brautknecht fehlt, kaum aufrecht zu erhalten. In einem Bericht des Dekanats Cronberg heißt es: „Die auf dem Lande hier und da bestehende Sitte, daß gefallene Paare sich ganz in der Stille trauen lassen und ohne Kranz zum Altar kommen, scheint immer mehr abzukommen.“ Der Bericht der Gemeinde Höchst bemerkt: „Das Bestreben, diese Sitte aufrecht zu erhalten, wird kaum einen größeren Erfolg haben.“ Aus anderen Synodalkreisen wird berichtet: „Die kirchlichen Ehren werden oft erschlichen; es kommen Täuschungsversuche vor. Den Brautkranz hat seine Bedeutung als Ehrenzeichen durch Mißbrauch verloren. Man sucht die alte Sitte oft zu umgehen. Nach Möglichkeit wird an der Sitte des Brautkranzes festgehalten; gewöhnlich wird man belogen. Die alte Sitte, daß gefallene Bräute keinen Kranz tragen, kann außer etwa in kleinen Orten, kaum noch kontrolliert und darum auch nicht aufrecht erhalten werden.“

Bessere Erfahrungen teilt der Pfister Bericht mit, in dem es heißt: „Gefallene Paare erscheinen durchschnittlich freiwillig ohne Kranz, wenn in taftvoller Weise der Geistliche darauf hinwirkt. In einem Bericht steht: „Die katholische Kirche läßt bei gefallenen Paaren den Kranz zu. Das erschwert die Fernhaltung derselben bei evangelischen Trauungen, namentlich bei Ehescheit.“ Es ist Pflicht der Kirchenvorstände — so schließt der betreffende Artikel, daß sie mit Treue und Ernst über die Aufrechterhaltung der guten alten Sitte wachen, damit die gefallenen Paare, wenn sie die bräutlichen Ehrenzeichen sich erschleichen, solches mit bösem Gewissen tun. W.

* Die Sage von der Welttschlacht am Birkenbaum. Die Leser des „Wiesbadener Tagblatts“ erinnern sich vielleicht noch an die merkwürdige Prophezeiung, die im Frühjahr 1916, von Rheinland-Westfalen ausgehend, eine Reise durch ganz Deutschland machte. Nach ihr sollte der Krieg zu Ende sein, „wenn die Kirchbäume blühen“, und zwar durchaus zugunsten Deutschlands. Die Sache wurde damals bei der handschriftlichen Verbreitung der Prophezeiung so dargestellt, als stamme diese von einem geistlichen Herren, der vor nicht allzu langer Zeit gelebt hat. Mit dieser Prophezeiung beschäftigt sich ein recht interessantes Buch von Stephan Steinlein, das in geschmackvoller Ausstattung unter dem Titel: „Über die Herkunft der Sage und Prophezeiung von der letzten Welttschlacht am Birkenbaum in Westfalen, mit Erläuterungen zur deutschen Kaiserfrage und heutigen Weissagung“, im Verlag von Wilhelm Heims in Leipzig erschienen ist. Der Verfasser geht zunächst auf die Astrologie und ihre Bedeutung für den Aberglauben ein, würdigt die französische Hellseherin Madame de Lhébes und gibt dann eine interessante Darstellung der Birkenbaumsage in Deutschland, ihre Überlieferungsarten, ihre Motive, ihre Bedeutung usw. Die Prophezeiung, die im Vorjahr durch Deutschland ging und von zahlreichen Leuten völlig ernst genommen worden ist, ist weiter nichts als die alte Birkenbaumsage, geschickt angewandt auf die Gegenwart, was namentlich durch die Abänderung einiger Ortsnamen erreicht wurde.

* Brauchsprüche. Gegen ein Geschoß ist: Erst ist dreimal das Kreuz zu schlagen, sodann zu sprechen:

De Heinz un de Drache,
Die reise iever die Vach,
De Heinz, der oeraona,
De Drache, der verschwonn.

Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit,
Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist.

Gegen Schnittwunden: Auf die Wunde legt man kreuzweise dreierlei Kräutchen (Blätter von Pflanzen) und spricht:

Dreierlei Kreutche,
Daal me mei Reutche,
Still me mei Blutche,
Werd's wieder gutche.

Nur der feste Glaube an die segensreiche Wirkung der vorstehenden Sprüche soll helfen. Ich habe diese Brauchsprüche von der verstorbenen Frau Antonie aus Niedrich gehört.

Georg Stiehl (Niedrich a. Rh.).

* Helbenhaine. Zur dauernden Erinnerung an die im Krieg gefallenen Söhne des Ortes beschloß die Gemeindevorstellung zu Anspach i. L. die Anlegung eines Heldenhains. Für jeden Gefallenen wird eine Eiche gepflanzt. — Auf der Lohumer Höhe wird vom Oberwesterwaldkreis ein Heldehain angelegt.

Das deutsche Sprichwort über Krieg und Frieden.

Wer im Krieg will Unglück hab'n,
Der fange mit den Deutschen an.

Wer keinen Krieg erfahren hat, weiß nicht, was der Friede ist.

Wer einen guten Krieg führt, hat guten Fried.
Krieg wird nicht durch Schlagen geendet.

Kriege werden aus Hauptursachen angesponnen und aus Scheinursachen geführt.

Man führt keinen Krieg, denn um Friedens willen.

Nicht der fängt den Krieg an, der am ersten zuschlägt, sondern der, der den anderen im Frieden nicht in Frieden läßt. Im Krieg soll man am Fried nicht verzagen. Ein Krieg ohne Schlacht hat wenig vollbracht. Besser kein Friede als ein halber. Der ewige Friede ist auf dem Kirchhof.

Ein schändlicher Friede schadet mehr als zehn verlorene Schlachten.

Man muß Frieden machen, wenn man noch kämpfen kann.

Soll der Friede Dauer ha'n,
Muß er auf Recht besla'n.

Krieg läßt einen langen Schwanz hinter sich.

Krieg macht den einen bleich, den andern reich.

Krieg und Fehde ist Männerrede,
Friedensbund lobt Weibermund.

Der Krieg ist oft nicht so schlimm als die Furcht vor dem Krieg.

Krieg führt man mit guten Waffen.

Den Frieden muß man mit guten Worten schaffen.

Fried muß man oft mit Gewalt machen, nicht mit Worten.
Fried ohne Wahrheit ist nur Gift.

Friedens halber laß dir was gefallen, sagte der Storch zum Frosch, als er ihn fraß.

* **Flachsbaum.** Früher stand der Flachsbaum in Kurhessen und auch in Teilen des hessischen Hinterlandes in Blüte. Wer vor einem halben Menschenalter an einem hessischen Dorf vorbeikam, der konnte im Sommer die Leinwandstücke auf den Bleichen schummern sehen. Mit dem Aufkommen der billigeren Baumwollengewebe und aus noch anderen Ursachen ging der Flachsbaum immer mehr zurück. Zu den letzteren ist die Preissteigerung der übrigen landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu rechnen, deren Anbau eine höhere Bodenrente brachte als der Flachsbaum. Auch die Dienstmädchennot sprach mit bei dem Niedergang des besprochenen landwirtschaftlichen Nebenbetriebs. Jetzt im Krieg, wo die Zufuhr von außen, vornehmlich aus Rußland und Flandern, unserer bisherigen Flachslieferanten, abgeschnitten ist, machen die Landwirte, die sich noch immer mit Flachsbaum beschäftigen, gute Geschäfte. Man hat von Händlern 24 M. für den Zentner Flachs erhalten. Nun wird der Flachsbaum wieder mehr Freunde unter den Landwirten finden. Im Interesse des Volkstums wäre das zu begrüßen.

Eine Warnung vor Rußbaumeinkaufsschwindel. Der Nr. 50 des „Württembergischen Wochenblatts für Landwirtschaft“ vom 11. Dezember v. J. entnehmen wir die nachstehenden Ausführungen, die auch für unseren Bezirk mit seinen teilweise reichen Rußbaumbeständen jederzeit eine besondere Bedeutung erlangen können: Das sächsische Ministerium des Innern sowie das stellvertretende Generalkommando des 1. bayerischen Armeekorps veröffentlichten Warnungen vor umherziehenden Rußbaumhändlern, die unter unwahren Angaben die Rußbäume aufkaufen, und zwar zu Preisen, die zu dem tatsächlichen Wert der Rußbäume in gar keinem Verhältnis stehen. Sie behaupten, daß das Vaterland das Holz zu Gewerkschaften brauche, und daß die Militärverwaltung, falls man das Holz nicht freiwillig hergebe, demnächst alle Rußbäume mit Beschlag belegen und ohne oder nur mit geringerer Entschädigung fällen lassen werde. In einzelnen Fällen wurden durch diese unwahren Angaben die Eigentümer von Rußbäumen veranlaßt, ihre Rußbäume weit unter dem Wert an Händler zu verkaufen. In Wirklichkeit verlangt das Heeresinteresse aber unbedingt, daß der Bestand an Rußbäumen tunlichst erhalten bleibe. Zu diesem Zweck hat das stellvertretende Generalkommando des 1. bayerischen Armeekorps die Anordnung erlassen, daß es ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Generalkommandos verboten ist, Rußbäume zu fällen oder Verträge abzuschließen, die aus den Erwerb nicht gefällter Rußbäume gerichtet sind. In neuester Zeit hat der Rußbaumeinkaufsschwindel auch nach Württemberg übergegriffen. Es ist dringend davor zu warnen, die schönen und wertvollen Rußbäume, einen Schmutz unserer Heimat, auf solche Weise zu verschleudern.

Förderung des Obstbaus. Der Wochenschrift „Der praktische Ratgeber im Obst- und Gartenbau“ in Frankfurt a. O. entnehmen wir folgende Ausführung: Pflanzte Kriessobstbäume, dem ungewaltigen Geschehen und seinem Einwirken auf Glück und Schicksal jeglichen Hauses für kommende Zeiten und Geschlechter bleibenden Ausdruck zu leihen! — Gerade auf dem Lande, wo landhafte Andenkenware am wichtigsten empfunden wird, sind echte und wahre Gedächtnismale

am leichtesten anzuempfehlen durch Hinweis auf die ursprüngliche und vollständigste Art der Verewigung von Taten und Menschen, die Baumpflanzung. Jeder Besitzer von Land oder Garten sollte Bäume pflanzen zur Erinnerung an den Abschied, die Wiederkehr oder den Heilstand von Angehörigen, die für das Vaterland ins Feld der Ehre hinausgingen. Solch Denkmal, das Eltern, Geschwister, Gatten oder Kinder sehen, das unter ihrer Pflanzung gedeiht und erstarkt, dauert aus, wächst und wurzelt im Heimatboden zum Stolz und Segen der Nachkommen, während in Druß und Prägung hergestellte tolle Massenware alsbald unansehnlich wird und vergeht. Mit dem Baum aber lebt unablässig die Erinnerung fort; und wenn ein Obstbaum auf den ersten Blick nicht dem poetischen Empfinden des deutschen Gemüts Rechnung trägt, wie der die Stärke und Kraft verkörpernde Eichenbaum oder wie die unseren Vätern aus Herz gewachsene Linde, so wird er doch gerade durch seine alljährlich bescherenden Gaben Kindern und Enkeln ein Sinnbild werden von dem unerschöpflichen Schatz, den wir in der von unseren Streitern treulich beschützten heimatischen Scholle besitzen. Er wird Gedanken wecken an die harte Not, mit der arglistige Feinde unser Vaterland bedrohten und an deren Abwehr der Ertrag des Bodens kaum minderen Anteil hat als der Erfolg der Waffen. Möge darum ein Kriessobstbaum auf jedem Hof zur ständigen Mahnung werden, durch unablässige Steigerung der Eigenerzeugung an allem, was der Boden hervorbringt, nie wieder Aus Hungerspläne bei unseren Gegnern aufkommen zu lassen. An alle Grundbesitzer ergoht der Ruf: „Pflanzte Kriessobstbäume!“

R. Krone.

* **Kanarienvogelschutz auf dem Vogelsberg.** Es dürfte wenig bekannt sein, daß im Vogelsberg, besonders im nördlichen Teil des Gebirges, von den Bewohnern bis vor kurzem eine ausgedehnte Zucht von Kanarienvögeln betrieben wurde. In jedem Herbst erschienen in den Dörfern die Händler, kauften die im Laufe des letzten Jahres gezüchteten Vögel auf und verschifften sie in großen Mengen in das Ausland. Der Weltkrieg hat nun auch diesem Erwerbszweig außerordentlich geschadet. Einmal sind die Absatzgebiete unzugänglich, wie Amerika, oder uns feindlich. Dazu ist das zur Zucht verwendete ausländische Futter sehr knapp und demzufolge sehr teuer. Die meisten Vogelzüchter haben darum diese Beschäftigung aufgeben müssen. Ob nach dem Krieg die Kanarienzucht ihre ursprüngliche Höhe wieder erreicht, muß abgewartet werden. Allzu günstig sind indessen die Aussichten nicht. Jedenfalls aber würden die Kanarienvögel dann sehr teuer werden.

* **Vom Vogelsberger Flachsbaum.** Der Weltkrieg hat dem einst weitberühmten Vogelsberger Flachsbaum wieder die ihm gebührende Geltung verschafft. Die aus früheren Zeiten noch vorhandenen Vorräte an zubereitetem Flachs wurden im Vorjahr bereits mit 25 M. der Zentner verkauft, gegen früher das Dreifache. In diesem Sommer bezahlten die massenhaft das Gebirge durchreisenden Käufer schon 25 M. für den Zentner rohen Flachs. Da mit Sicherheit in den nächsten Jahren, auch nach dem Krieg, die Flachspreise sich auf erheblicher Höhe bewegen werden, trifft man vielerorts schon jetzt die Vorarbeiten für die Wiederaufnahme des seit Jahren so sehr vernachlässigten Flachsbaus.

— **Jugendpflege.** Auf dem Gebiet der Jugendpflege sind trotz der Kriegszeit Erfolge und Fortschritte zu verzeichnen. Im Jahre 1914 sind im Kreis St. Goarshausen 16 Ortsausschüsse für Jugendpflege neu gebildet worden, so daß jetzt (April 1915) insgesamt 51 Ortsausschüsse vorhanden sind. Seit dem 15. Mai 1914 wirkt Lehrer Henkel (Braubach) als Kreisjugendpfleger für den Kreis, welcher neben der Unterstützung und Beratung der Ortsausschüsse dahin zu wirken strebt, daß Spielplätze, Turnhallen, Jugendheime und andere Einrichtungen für Jugendpflege ins Leben gerufen werden. Es bestehen nun 48 Jugendpflegevereine im Kreis St. Goarshausen und insgesamt werden rund 1800 Jugendliche im Alter von 11 bis 20 Jahren von der Jugendpflege erfaßt. An Stützbeihilfen wurden zur Unterstützung der Jugendpflegebestrebungen im Berichtsjahr 2765 M. an 28 Vereinen bzw. Gemeinden des Kreises bewilligt.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.